

Brief — nein, es ist besser, du liefst ihn erst später, wenn du selbst mit dir fertig; aber das kann ich dir sagen, bei allen Ausstellungen (und sie sind im Tiefsten wahr, denn ich habe sie dir und noch mehr mir ausgesprochen) ermutigt er mich doch auch wieder, und das besonders dadurch, daß er den nothwendigen Gang meines Schaffens darlegt.

322.

Berlin, 12. März 1869.

Ich weiß nicht, was ich thun soll. Es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte gern Richard Wagner eine öffentliche Antwort geben, und ich glaube, ich könnte ihm einen Treff versetzen, den er nicht so leicht verschmerzt. Das aber wäre mir eigentlich nur nebensächlich oder vielleicht ließe ich's, um die Sache rein zu halten, ganz weg.

Du hast doch die Broschüre „Das Judenthum in der Musik“ gelesen? Was sagst du? Noch wunderbarer als die zähe Erhaltung der Juden in der Geschichte ist die zähe Erhaltung und der Stoffwechsel des Judenthums. Und Eines muß man Wagner lassen, er weiß Wahres unter Falsches, unter bewußt Falsches oder Gefälschtes zu mischen, und darum ist die Sache gefährlicher und giftiger, als sie aussieht und läßt sich nicht damit abthun, daß man sagt: das geht vorüber, man wird bald sehen, daß Wagner nur aus Gift und Neid so geschrieben. Nein, es steckt da noch etwas, was man voll und ganz erkennen und herausholen muß. Ich persönlich hätte einen besondern Grund zur Erwiderung. Auf S. 55 spricht Wagner von mir. Du weißt, daß wir in Dresden viel zusammen lebten und auch später in Briefen verkehrten; er spricht nun zwar sehr gütig und freundlich achselklopfend von mir, aber eben da könnte ich ihm dienen. Denn er lügt in dem was er sagt, vielleicht unabsichtlich. Ich hätte aber Ed. Devrient zum Zeugen. Und dann möchte ich ihm zuletzt sagen: Es gibt viele Juden, die bei Nichtanerkennung ihrer widrigen Persönlichkeit, ihres Halbtalents, ihrer Anmaßung u. immer sagen: Ach, ich werde zurückgestoßen und verkannt, weil ich ein Jude bin. Jetzt sagt Wagner: meine Musik wird von einer geheimen Bande jüdischer Schriftsteller durch geheime Oberjuden öffentlich discreditirt; die Einen schimpfen auf mich, die Anderen sind sogar so frech über mich zu schweigen, und das alles geschieht mir Armen eben weil ich ein Nichtjude, vielmehr ein Christ bin. Ach, wie könnte man dem heimgeigen. Warum ist kein Börne da?

Ich meine, ich muß heraus, aber da ist's wieder, man kann nicht überall seiner Pflicht nachkommen. Ich stehe auf der Dachrinne meines Buches und muß den Maien aufsetzen, mir schwindelt oft. Ich darf jetzt nichts Anderes unternehmen. Ich bin nicht zur Polemik geartet, ich bin

zu empfindlich und verletzlich und habe keine Freude am Krieg. Und doch läßt mir diese Sache keine Ruhe und nimmt mir mein Denken.

Eine eigenthümliche Nemesis liegt darin, daß Felix Mendelssohn als Incarnation der Judenmusik von Wagner ausgestaltet wird. Ich weiß nicht, ob ich dir je erzählt habe, daß ich im Winter 45 auf 46 sehr viel mit Mendelssohn in Leipzig verkehrte; wir lebten im selben Kreis bei Pfordten, Frege, Brochhaus und Dufour, und ich kam von da an in ein Aufremden- des zu Mendelssohn, weil ich einstmals geradezu bei ihm eine entschiedene Abwendung von Allem, was die Juden betrifft, fand. Diese Periode ist freilich seine Verstimmungszeit, wie das Ed. Devrient in seinem soeben erschienenen Buche meisterlich psychologisch und historisch dargestellt hat. Und nun muß Mendelssohn die Judenmusik repräsentiren, und er war in der That ein gläubiger Christ (wie auch Bendemann), und Pastor Howard war einer seiner liebsten Freunde. Was Wagner über Mendelssohns Musik sagt, habe ich theilweise selbst immer empfunden; er ist zu gebildet und wohlgezogen, es fehlt der Naturmuth, der Naturlaut; nur in der Walpurgisnacht und dem Sommernachtsstraum ist, für meinen Geschmack ein Eigenthümliches und Frisches. Daß Meyerbeer Dinge machte, an denen er gar nicht pathetisch betheilig war, ist auch wahr; aber es gibt ja auch Coloristen in der Kunst und so auch wohl in der Musik, die aus reiner Lust an der Farbe malen und componiren.

Doch genug, ich schreibe sonst noch eine Briefbrochure an dich.

Sonntag, 14. März.

Gestern Abend war Generalversammlung und Festmahl des Vereins für arme jüdische Studierende. Bei Tafel mußte ich den Toast, der der Sammlung von Gaben vorangeht, sprechen. Ich war sehr aufgeregt, aber ich hatte mir vorgezekt, maßvoll und bedachtam zu bleiben, und ich glaube, es ist mir gelungen. Ich konnte mich allerdings nicht enthalten, auf die stete Erneuerung des Judenhasses zu deuten und auf die Nothwendigkeit einer gewissen Solidarität, dann aber machte ich Pesach<sup>1</sup> und deutete „das Brot des Elends“ und den Becher für den Propheten Elias, diesen als Einkunften bei jedem Genuße für den heiligen Geist der Erkenntniß und Wissenschaft.

<sup>1</sup> Ueblicher Ausdruck für die nach dem jüdischen Ritualgesetz erforderlichen Vorbereitungen für das Passah-Fest. Vgl. Anmerk. 3. S. 328. — „Brot des Elends“ heißen (5 Mos. 16,<sup>a</sup>) die ungejäuerten Brote.

Berlin, 20. März 1869.

Ja, lieber Jakob, das muß ich dir doch berichten. Ich wollte dir schon vorgestern schreiben. Wir hatten ein Abendessen, 20—25 jüdische Gelehrte, alle ehemals Talmudbesißene. Es wurde Bericht erstattet über den Ertrag der Dienstags-Vorlesungen, dann aber ging es an Erörterungen und Mittheilung persönlicher Lebensereignisse vom Standpunkte des Allgemeinen; Jeder hatte so viel zu bringen, und besonders Professor Steinthal war wieder so groß und klar und so wunderbar einfach, daß es halb drei Uhr Morgens war, und wir konnten uns kaum trennen. Ich habe nie eine Gesellschaft erlebt, in der es gehobener und inniger herging.

Es war ein Symposion ganz neuer Art. Das, lieber Jakob, hätte ich dir vorgestern schreiben sollen, dann hätte ich dir's genauer gegeben; aber ich muß arbeiten, streng arbeiten und mich noch dazu vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen widmen, und hätte ich mir's nicht angewöhnt, jetzt auch am Nachmittag eine Stunde zu schlafen, ich hielte es körperlich nicht aus.

Gestern Abend also war Gesellschaft bei Oberst Bliß, dem Sohn des amerikanischen Gesandten, der auch Adjutant Grants gewesen war. Er kam, um mir zu sagen, daß eine Enkelin Benjamin Franklins mich kennen lernen wolle. Und nun war ich den Abend da. Es fand sich viel amerikanische Aristokratie ein, die eine eigenthümliche Haltung hat; eine ausnehmend anziehende Frau ist die Frau Bancroft, eine Matrone der feinsten Art. Die Enkelin Franklins, die mit ihren Töchtern hier ist, die Deutsch lernen sollen, war überaus freundlich und begeistert für meine Auffassungen. Mir war's, als lernte ich einen Nachkommen von Aristides kennen. Das Leben ist doch wunderbar reich.

Den 21.

Bei dieser Richard Wagner-Geschichte lernt man doch kennen, was noch geheim in der Welt steckt. Da steht in der National-Zeitung ein Artikel von Gumprecht, einem sonst feinen musikalischen Kritiker, und er sagt, er stimme Wagner bei, daß den Juden das produktive Genie abgehe u. Ist das nicht empörend? Und das von einem Volke sagen, das die Bibel geschaffen, an der sich die gesammte Welt bis jetzt und wer weiß wie lange noch bildet und ausbaut! Ach, ich wollte, ich könnte dreinschlagen und die ganze Empörung loslassen, daß immer und immer wieder eine Grundsuppe von Gemeinheit und Hochmuth sich ausleert. Man muß sich zusammenhalten, um nicht an der Welt zu verzweifeln, wenn man sieht, daß ein Giftbaum, den man endlich umgehauen glaubt, doch immer wieder neuen

Wurzelausschlag treibt. Und das nennt sich christliche Liebe und freie Bildung und schönes Menschenthum.

Von allen Seiten drängt man mich, und es drängt mich aus mir selbst, in dieser Sache das Wort zu nehmen, und ich kann doch nicht.

Den 1. April 1869.

Es hagelt auf mich herab, und ich muß still halten oder vielmehr frohgemuth weiter schreiten. Lange hat mir Niemand ein rechtes Wort über mein Buch sagen wollen, jetzt auf einmal merke ich von allen Seiten, was ich immer besorgte: ich habe dem Publikum zu viel oder vielmehr ein Schwimmen in zwei verschiedenen Strömungen zugemuthet; stilles Besinnen neben stürmischer Bewegtheit, das geht schwer, und dazu dieses Aufstellen von Reflexionspiegeln von allen Seiten. Das ist zu viel. Niemand sagt mir das recht, aber ich merke es doch aus Allem heraus, zumal aus der wiederholten Bemerkung, daß man nur mit Anstrengung weiter lese. Guido Weiß, der Redakteur der „Zukunft“, ein fein kritischer Kopf, brachte das Wort der Ueberladung (und dieser Vorwurf ist leider gerecht), er wolle Aphorismen=Auszüge aus dem Buche machen.

Ich habe den Sonntag einen sehr erfreulichen Brief von Braunsfels über das Buch bekommen.

324.

Berlin, 8. April 1869.

Heute, in der Stunde, da du Brief von mir bekommst, erhalte ich deine Drucksachen, lieber Jakob.

Der Bericht über deine Erziehungsanstalt hat mich wahrhaft erquicket. Besonders die Bemerkung, daß „die Unterordnung nicht Neußerung der Schwäche, sondern das Werk der sittlichen Kraft sein soll,“ ist äußerst ergiebig und könnte Text zu Langem und Breitem sein. Du hast den Punkt auch scharf und gut hervorgehoben, daß es noch etwas Anderes als Steuern der gemeinen Noth gibt. Ich bleibe dabei, die schöne Wohlthat spendet nicht bloß Brot, sondern auch Butter dazu.

Gestern Abend habe ich den Tolpatsch im Handwerker-Verein vorgelesen zu großer Freude Aller, und ich habe mit freier Lust vorgetragen, und die Geschichte hat mich nach so vielen Jahren wieder angemuthet; es ist Alles so plan. So etwas kann man aber doch nur einmal im Leben machen. Wie weit, ach wie weit bin ich jetzt von dieser Art. Es ist mir wie ein Traum, daß ich's gemacht habe.